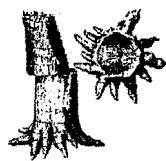


Wie ich naturwissenschaftliche Lichtbildervorträge erlebte

Manfred Barthel, Berlin



Wir saßen wie auf glühenden Kohlen: Unser Kollege hatte seinen Vortrag zeitlich schon weit überzogen, und das Abendprogramm der Tagung geriet in Gefahr. Da sagte dieser, durch keinerlei Zweifel verunsichert, mit ruhig-fester Stimme: „Nun zeige ich die zugehörigen Bilder“. Und der Vortrag begann von vorn. Seit diesem unvergesslichen Abend - es ist lange her, heute würde dies kein Tagungsleiter mehr tolerieren - träumte ich davon, meine Gedanken zu Lichtbildervorträgen einmal aufzuschreiben. Hier sind sie, bevorzugt aus der Sicht eines Museumsmenschen:

Wozu noch Lichtbildervorträge?

Noch vor wenigen Jahren angesichts einer Fülle hervorragender TV-Naturfilme totgesagt, behauptet sich der naturwissenschaftliche Dia-Vortrag in unseren Museen als wichtige Form der Bildungsarbeit. Seine Vorteile liegen vor allem in der raschen und lebendigen Vermittlung neuer Forschungsergebnisse. Daß er im Gegensatz zu einer Ausstellung oder gar zu einem Presse- und Funkbeitrag nur wenige Menschen direkt erreicht, wird durch weitere qualitative Vorteile weltgemacht, durch den direkten Kontakt des Hörers zu einem Wissenschaftler, der seine neuen Erkenntnisse „live“ vorträgt, durch die Möglichkeit, Fragen direkt an den Autor zu stellen und Originalobjekte zu betrachten. Dies ist durch nichts zu ersetzen. Auch die URANIA lebte und lebt (in Berlin, in Wien, in Dresden, wo noch?) vorrangig von dieser direkten Kommunikation. Dies erkannte und nutzte schon vor über 100 Jahren der junge Botaniker HENRY POTONIÉ (Abb. 2), der später an der Preußischen Geologischen Landesanstalt zu einem der großen Vorbilder unserer heutigen Berliner Paläobotaniker-Generation wurde. H. POTONIÉ war auch einer der Gründerväter der Aktiengesellschaft URANIA in Berlin 1888. Dia-Vorträge sind älter als die URANIA und nicht ausschließlich an die Fotografie gebunden - schon die ersten Vorträge mit der *Laterna magica* im 17. Jahrhundert gehörten eigentlich dazu.

Ebenfalls unverzichtbar ist der Lichtbilder-Vortrag in naturwissenschaftlichen Vereinigungen, von Freundeskreisen über naturwissenschaftliche Vereine bis zu wissenschaftlichen Gesellschaften. Und schließlich ist der akademische Unterricht an Universitäten und Fachhochschulen in den naturhistorischen Fächern (Mineralogie, Geologie, Paläontologie, Spezielle Botanik und Zoologie, teilweise auch Anthropologie und Astronomie) ohne Lichtbilder von Originalobjekten eigentlich nicht denkbar (leider nur eigentlich!).



Abb. 1

Graphik von OLEG PIŠL aus PIŠL & MILAN (1986);
Fotoherbář Zkalemenelin. Dolní Sytová

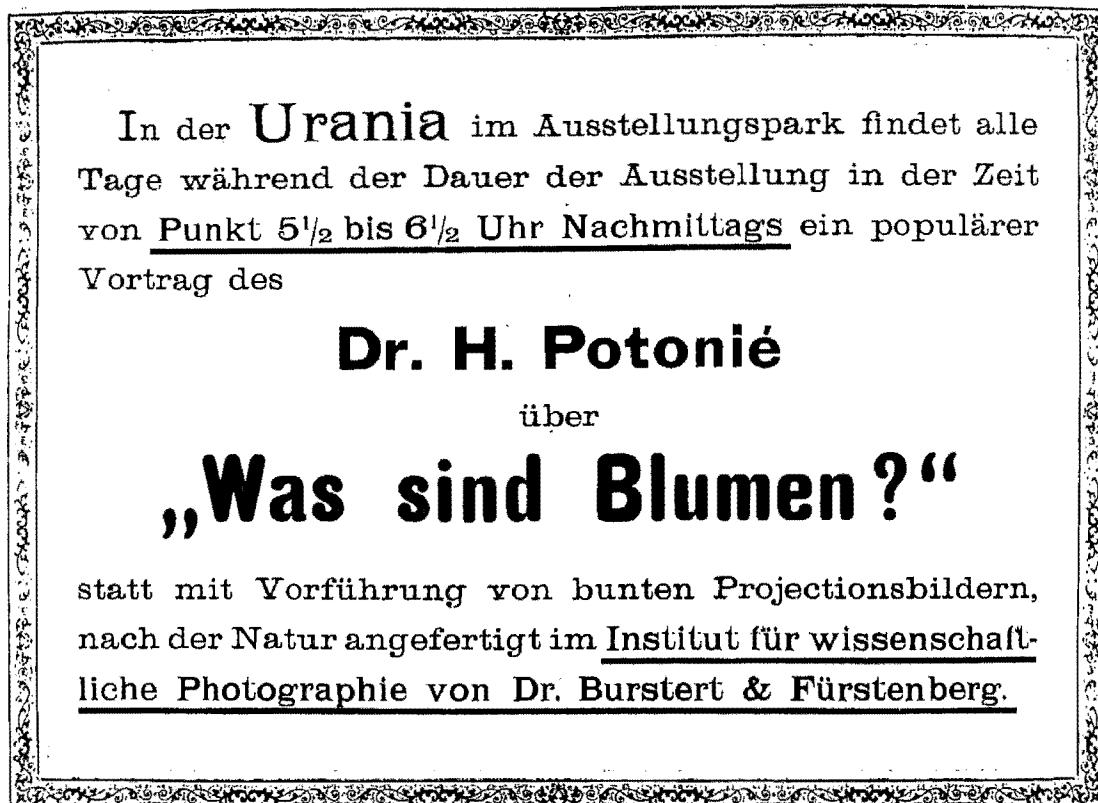


Abb.2 Vortragsplakat der Berliner URANIA. Etwa 1890.

Ich habe seit Jahrzehnten bei vielen Gelegenheiten, besonders in Museen, bei der URANIA, in naturwissenschaftlichen Vereinigungen und in Universitäten viele vorbildliche Lichtbilder-Vorträge gehört und gesehen, die mir unvergessen bleiben werden. Aber ich habe auch zahlreiche methodische Schwächen, Pannen und andere Peinlichkeiten erlebt. Für die eigene Vortragstätigkeit hatte ich durch meinen akademischen Lehrer HANS WEBER (1892-1965) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg eine gute allgemeine methodische Grundlage erhalten. Diese war aber keine Garantie dafür, spezielle Fehler in Lichtbildervorträgen zu vermeiden. Lange Zeit brauchte ich, um mir die besonderen Methoden des allgemeinverständlichen Lichtbildervortrages anzueignen. Dies war für mich fast nur durch Beobachtung von Kollegen-Vorträgen möglich. Auch ein gelegentlicher selbstkritischer „Blick in den Spiegel“, vor allem in Form eines eigenen Tonband-Mitschnittes war hilfreich. Um diesen langen und mühsamen Weg für jüngere Kollegen und alle anderen Interessenten etwas abzukürzen, habe ich meine persönlichen Beobachtungen und Schlussfolgerungen aufgeschrieben. Sie erheben nicht den Anspruch auf fachlich-didaktische Wissenschaftlichkeit. Irgendwo und irgendwann wird diese, für einen Museumswissenschaftler so wichtige spezielle Methodik hoffentlich professionell gelehrt werden - in der Museologie, in der Pädagogik, in der Rhetorik ?

Vieles, vor allem Fotografisches und Projektionstechnisches kann man von den professionellen Lichtbilder-Vortragenden lernen, die mit ihren, meist ausgezeichneten Länder-Reportagen („Life-Dia-Shows mit Überblend-Technik“) erfolgreich durch die Städte ziehen. Vorzügliches über Dia-Vorträge, besonders aus der wissenschaftlichen Sicht der Informationsvermittlung und eines Praktikers hat FLEISCHER (1986) publiziert.

Für Freunde des Museums sollen diese Zeilen einen kurzen „Blick hinter die Kulissen“ gewähren.

Und noch etwas: Falls sich Berufskollegen hier in einigen Szenen glauben wiederzuerkennen, so haben sie völlig oder wenigstens teilweise recht. Sie sind wirklich gemeint!

Wissenschaft - ja, aber wie vermitteln?

Hier geht es vorrangig um naturwissenschaftliche Vorträge, in denen die Vortragenden über ihre eigene wissenschaftliche Arbeit im Gelände und Labor, über ihre eigenen Erlebnisse und Ergebnisse anhand eigener Diapositive sprechen. Und es geht vorrangig um die allgemeinverständliche Form. Einiges wird aber auch an Beispielen aus dem akademischen Unterricht und Fachvorträgen dargestellt.

Man muß es nicht besonders hervorheben, daß es zur Berufsehre gehört, in allen Vortragsformen den jeweils neuesten Wissensstand seines Faches zu vermitteln und damit auch eigene, noch nicht publizierte Erkenntnisse mitzuteilen. Darin liegt ja ein besonderer Wert des Vortrages. Dies kann allerdings gelegentlich anwesende Fachkollegen zu der Annahme verführen, das Gehörte hätten sie längst gewußt und wäre damit vor allem *Ihr* geistiges Eigentum. Der arme Redner kann dann, vor allem wenn er nur zögerlich publiziert, voller Verwunderung bei schneller schreibenden Autoren etwas lesen, was ihm sehr bekannt vorkommt. Auch dies gehört zum Kapitel Berufsehre, soll aber hier nicht weiter ausgebreitet werden.

Auch meine Behauptung, daß sich der überwiegende Teil der Naturforscher nie zu schade war und ist, sein Wissen in allgemeinverständlicher Form genau so engagiert vorzutragen wie auf einer Fachtagung, müssen wir hier als gegeben voraussetzen. Und schließlich bezweifelt in diesen Kreisen niemand Schopenhauers **Erste Regel des guten Stils** „*daß man etwas zu sagen habe: O, damit kommt man weit!*“ (SCHNEIDER 1994).

Das Problem liegt hier nicht im wissenschaftlichen Inhalt des Vortrags, sondern in der Persönlichkeit des Vortragenden und in seinem methodischen Geschick bei der Wissensvermittlung. Beide wirken sich bei allen Formen des Vortrages aus, viel stärker als beim Schreiben. Seit es Universitäts-Professoren gibt, weiß man, wie unterschiedlich bedeutende Vertreter ihres Faches auf dem Podium wirken können. Der Philosoph G. W. FRIEDRICH HEGEL war an der Berliner Universität keineswegs wegen seiner Vortragsweise geschätzt (FISCHER 1901). Sein Student I. Kirejewski berichtete 1830: „*Er spricht unerträglich, hustet bei jedem Wort, verschluckt die Hälfte der Laute, und mit der zitternden, weinerlichen Stimme spricht er kaum den letzten Satz zu Ende.*“

Der Philologe VICTOR KLEMPERER kam mit einem kleinen Stichwort-Zettel ins Kolleg und begeisterte seine Hörer in Halle und Berlin mit einem sprachlich hinreißenden, freien Vortrag seiner Wissenschaft. Auch meine eigenen akademischen Lehrer unterschieden sich ganz erheblich auf dem Podium. Mit dem Geomorphologen und Thüringen-Geologen HANS WEBER (1892-1965) hatte ich das große Glück eines methodischen Vorbildes (BARTHEL 1992); beim monotonen Kolleg eines Paläontologen begann ich an meinem Berufswunsch zu zweifeln.

Die unterschiedlichen Fähigkeiten zum freien Sprechen wirken sich in der allgemeinverständlichen Form beim Lichtbildervortrag besonders aus, denn hier ist ein Manuskript schon aus technischen Gründen fehl am Platze.

Belehrend und unterhaltsam

Dies ist das oberste Gestaltungsprinzip in einem Museum. Während der Autor einer Ausstellung im Team arbeitet - meist zusammen mit dem Gestalter und dem Präparator - und schrittweise seine Texte zur Diskussion stellen kann, ist der Autor eines Lichtbildervortrages in der Regel auf sich allein gestellt. Von seinem Können in der Fotografie und seinen Einfällen bei der Textgestaltung hängt es vor allem ab, ob der Vortrag belehrend und unterhaltsam zugleich ist.

Fotografisch gelingt es nur in wenigen Fällen, allein mit den Bildern, die für Forschungsarbeiten im Gelände und im Labor aufgenommen wurden, einen guten allgemeinverständlichen Vortrag zu gestalten. Meistens bleiben solche Vorträge trocken und ausschließlich belehrend, weil man keine Fotos vom Arbeitsprozeß selbst und von den Dingen am Rande zu sehen bekommt. Es genügt nicht, Bilder von Fossilien in der Fundsituation und später als fertiges Präparat zu zeigen - man möchte sehen, wie die Funde entdeckt, freigelegt, geborgen, transportiert und präpariert wurden. Diese bildliche Schilderung des Forschungs-Vorgangs ist nach meiner Erfahrung schon die beste Grundlage für einen unterhaltsamen Vortrag. Auch möchte man gelegentlich den Forschern und Ihren Helfern ins Gesicht sehen und nicht nur von hinten auf ihre gekrümmten Rücken. Wie lebt ein Grabungsteam, wenn es einmal nicht gräbt; wie sieht eine Panne beim Graben aus, welche Hilfe und welchen Ärger erfahren die Paläontologen durch die Bewohner des nächsten Dorfes? Nun muß ich allerdings zugeben, daß ich Ärger leichter beschreiben als fotografieren kann. Wer von uns hat schon das Können und die Hemmungslosigkeit eines Fotoreporters? Dennoch: ich brauche solche und ähnliche Bilder, um im Vortrag eine paläontologische Ausgrabung lebendig zu schildern. Deshalb muß ich von Anfang an auch an mögliche Vorträge denken und einige Bilder vom Arbeitsprozeß planmäßig anfertigen. Ein „Drehbuch“ ist sicher zu hoch gegriffen, aber einen kleinen Foto-Plan brauche ich schon am Anfang der Grabungsarbeiten - hinterher kann ich über die vergebenen, nie wiederkehrenden Bild-Chancen nur noch wehklagen. Die größten Schwierigkeiten des reportagehaften Fotografierens liegen in der Ablenkung von den wissenschaftlichen Aufgaben. Als Grabungs- oder Expediti-

onsleiter bin ich dabei meist überfordert, denn Kopf und Hände sind nicht frei. Beides ist geistige Arbeit, zeitlich vor meinem Bild auf dem Film muß die Idee des Bildes im Kopf sein. Das ist das Problem. Allein mit zufälligen Schnappschüssen aus der „Vorratskiste“ kann ich keinen Diavortrag unterhaltsam gestalten.

Bei guten Lichtbildervorträgen hat das Publikum oft den Eindruck, die in der Form lockeren, in der wissenschaftlichen Sache aber sehr präzisen Kommentare des Redners genau an der richtigen Stelle der Bildfolge seien spontane Eingebungen. Dies ist gut so, denn niemand muß merken, wieviel Mühe die Erarbeitung eines guten, aber freien und humorvollen Textes macht. Das ist allein Sache des Autors.

Auswählen, auswählen, auswählen!

Was für jeden Bildjournalisten selbstverständlich ist, bereitet vielen fotografierenden Naturwissenschaftlern offenbar große Probleme: Die Mehrzahl der Bilder sofort auszusondern und niemandem zu zeigen und auch technisch saubere, aber ähnliche Dias vom gleichen Gegenstand zu eliminieren.

Neulich erlebte ich einen Vortragenden, der erinnerte mich zunächst an einen Radio-Reporter, der erstmalig die Fernseh-Übertragung eines Fußballspiels kommentiert. Er beschrieb wortreich und gleich mehrfach hintereinander Dinge, die man selbst sehen konnte. Aber schlimmer: Technisch miserable Bilder, fehlbelichtet und stupide mit der Normalbrennweite von weit entfernten geologischen Aufschlüssen aufgenommen, bot er dem Auditorium mit den Worten an: „*Sie werden dies zwar nicht erkennen, aber ich zeige es Ihnen trotzdem*“. Um das Leiden des Publikums zu verschärfen, das peinlicherweise aus fachkundigen Gästen eines akademischen Ehrenkolloquiums bestand, zeigte dann der Referent mehrere verschiedene schlechte Bilder vom gleichen Gegenstand mehrfach hintereinander von verschiedenen ungeeigneten Standorten. In diesen Stunden leistete ich innerlich Abbitte an Freunde und Bekannte, die mir mit ihren nichtselektierten privaten Urlaubs-Dias so manchen schönen Abend beeinträchtigt hatten. Aber das waren Laien. Unser Referent jedoch wird an einer großen Universität auf Studenten losgelassen!

Auch wenn es an diesem Abend besonders massiv kam, selten sind diese Fehler des Vortragenden keineswegs: Zuviele Dias vom gleichen Gegenstand, Dias mit fototechnischen Mängeln, in Helligkeit und Farbqualität nicht aufeinander abgestimmt, Dias, die etwas zeigen sollen, was aber auf ihnen nicht zu erkennen ist. Es ist wohl vor allem das Unvermögen zur selbstkritischen Beurteilung ihrer fotografischen Produkte, die einige Autoren daran hindert, die Zahl ihrer Bilder vom gleichen Objekt rigoros zu verringern und mangelhafte Dias gar nicht erst zu rahmen.

Oder ist es gerechter, hier von einer ungezügelten wissenschaftlichen Begeisterung zu sprechen? Wie dem auch sei, es wirkt peinlich, wenn erwachsene Leute mit kindischem Entzücken ihre Beobachtungen an wissenschaftlichen Objekten im gleichen Vortrag selbstgefällig mehrfach wiederholen. Sehr oft habe ich beobachtet, daß solche Vortragende regelrecht gerührt vor ihren eigenen Bildern stehen. Ob sie keine Freunde oder gute Kollegen haben, die ihnen einmal unverblümmt die Wahrheit sagen können?

Traurig ist es, wenn fotografische und projekionstechnische Mängel einen wissenschaftlich wertvollen Vortrag negativ beeinflussen. Eine international hochgeschätzte Kollegin, die ständig zu Vorträgen eingeladen wird, hat häufig Qualitätsprobleme bei der Anfertigung ihrer Dias. Darüber sieht man aber bei ihr zunächst großzügig hinweg. Schlimm wird es aber, wenn sie ihre Dias erst in letzter Minute auf der Tagung sortiert und orientiert. Viele Bilder stehen dann dennoch auf dem Kopf. Das tut weh.

Übergang der Vortragsformen und das Verhältnis Wort zu Bild

So wie es inhaltlich viele Übergänge vom streng wissenschaftlichen Fachvortrag zum allgemeinverständlichen Vortrag gibt, geht der reine Lichtbildervortrag lückenlos in einen Vortrag über, der nur periodisch von Lichtbildern gestützt wird. Ersterer dominiert in den Museen, Letzterer überwiegt auf wissenschaftlichen Veranstaltungen und im Universitätsbetrieb. Beide Formen haben manches gemeinsam, vor allem was das Fotografische und Projektionstechnische betrifft, aber sie unterscheiden sich wesentlich durch den inneren Aufbau und die Textgestaltung. Beim Lichtbildervortrag wird der logische Textablauf durch die nicht mehr zu verändernde Bildfolge bestimmt (daher kann man eigentlich auch nicht **den Faden verlieren**), und das Bild dominiert über dem Text, der frei, also ohne Manuskript, aber mit gut eingeprägten Anfangs- und Schluß-Sentzenzen, knapp und zeitlich ganz genau zum Bild passend gesprochen werden sollte. Man ist gut beraten, wenn man das Bild nicht zerredet, auf rhetorische Kabinettsstücke wie auch auf Schnellsprechen verzichtet und auch die Mittel der Körpersprache stark dämpft. Es wirkt doch sehr irritierend, wenn der Referent hektisch auf dem Podium hin und her pendelt und der erhobene Zeigefinger ist wie jegliche Mimik sinnlos, es sei denn, man ließe sich wie ein Bühnenkünstler von einem Beleuchter mit einem Spot verfolgen. Für Extempores bleibt nur wenig Spielraum. Auf Zwischenbemerkungen aus dem Saal kann man nur schlagfertig reagieren.

Der normale Vortrag dagegen gibt dem Autor viel mehr Spielraum, rhetorische Mittel aller Art können stärker eingesetzt werden, der Redner, wenn er mag oder muß, kann ein Manuskript verwenden. Aber auch hier lauern viele Tücken beim Einsatz der Bild-Blöcke oder der Einzelbilder. Daher soll auch diese Form des Vortrages hier wenigstens randlich berücksichtigt werden.

Kurze Vortragstitel

Keinem Museum kann es gleichgültig sein, ob seine Vorträge gut besucht sind oder ob sich nur einige wenige hochinteressierte Stamm-Hörer um den Redner scharen. Da die Möglichkeiten der Werbung meist sehr gering sind, hängt schon viel von der richtigen Formulierung des Vortragsthemas ab. „Endemiten in den Innensenken des variscischen Gebirges“ wäre ein gutes und streitbares Thema für eine Fachtagung. Aber am Sonntag vormittags in einem Museum? Der Titel des Vortrages auf einem Plakat oder in einer Zeitung muß durch seine Originalität Neugier wecken und er muß so kurz sein, daß er mit einem Blick zu erfassen ist. Um noch zusätzlich eine Information zu geben, worüber eigentlich gesprochen wird, wird meist noch ein Untertitel angefügt, der etwas länger sein darf. „Zwillinge, Drillinge, Vierlinge Aus der Geschichte der anthropologischen Mehrlingsforschung“. Dies war bei uns 1970 ein guter Titel eines sehr gut besuchten Vortrages. Auch „Von Anis bis Zimt“ als Haupttitel wäre vorzüglich, wenn er nicht als Buch (Verlag für die Frau, Leipzig 1982) präokkupiert wäre. Fachwissenschaftler bieten ihre Vorträge nur selten so mundgerecht an. Museums- und URANIA-Leute zerbrechen sich dann den Kopf wie sie z.B. „Die Pharaomeise, ein höchst gesundheitsschädliches Insekt“ plakalgerecht umformen können. Dies habe ich vor 25 Jahren im Museum zusammen mit einer geistreichen Kollegin nicht geschafft. Im Gegenteil: Wir machten aus dem gefährlichen Kerbtier aus Versehen eine Pharaomeise. Der Ansturm neugriger Hörer hielt sich trotzdem in Grenzen.

DONNERSTAG-VORTRÄGE

Im Kunstsammlungssaal des Goethe-Nationalmuseums

19. April 1990, 20 Uhr

„Wir sind in die Tiefen der Erde eingekrochen...“

**Goethe und die Steinkohle
von Manebach
im Thüringer Wald**

Prof. Dr. Manfred Barthel
Naturkundemuseum Berlin

Kartenverkauf an der Abendkasse

Nationale
Forschungs- und Gedenkstätten
der klassischen deutschen Literatur
in Weimar

Das Problem besteht darin, daß die Kürze des Obertitels (4-5 Worte) nur wenige Varianten für sprachliche Konstruktionen ermöglicht. Es ist wie bei einer Publikation über Goethe. Ich kann nur schreiben: „Goethe und der Wein“, „Goethe als Weinfreund“ oder „Goethe's Weine“. Alles Andere gerät länger. Dies dann dennoch als Obertitel zu verwenden, ist nur im Falle besonders bildhafter Goethe-Worte zu vertreten (Abb. 3). Reine Aufzählungen sollten aus alphabetisch oder rhythmisch sortierten 3 Substantiven bestehen: „Adonis, Federgras und Pulsatilla...“ und „Gneis, Granit und Glimmerschiefer“. Neulich sah ich den Titel einer Sondervorlesung, den ich für genial halte und deshalb auch den Autor nenne: „Die Evolution der Damenwahl“ von M. Milinski, Bern. Hier würde ein Untertitel „Die Entstehung und Weiterentwicklung der geschlechtlichen Zuchtwahl als Evolutionsfaktor im Tierreich“ dem Zuhörer nur die intellektuelle Neugier verderben. Daher würde ich diesen Titel selbst bei einem öffentlichen Museumsvortrag ausnahmsweise nicht ergänzen.

Abb. 3

Vortragsplakat des Goethe-Nationalmuseums Weimar (1990)

Raum und Technik überprüfen

Ganz schlimm kann es werden, wenn man bei fremden Räumen ungeprüft den Zusicherungen des Veranstalters traut, Verdunklung, Projektionsfläche und -Gerät seien in bester Ordnung und erst kurz vor Beginn des Vortrages am Ort eintrifft. Man glaube bei diesen Fragen niemandem, selbst guten Freunden und Kollegen nicht. Es könnte für den Referenten gesundheitsschädigend werden. Die häufigsten Fehleinschätzungen von Veranstaltern erlebte ich bei meinen Fragen nach ordentlicher Verdunklung des Vortragssaumes. Regelmäßig wurde mir zugesichert, der Raum werde dunkel sein. Aber er wurde es nicht, sondern blieb in gelbliches Dämmerlicht getaucht. Wie sollten auch die geschmackvollen Vorhänge die tiefstehende Abendsonne im Frühling daran hindern? Dies gilt besonders für Vereinszimmer, Bibliotheken und andere Räume, die von Amateurvereinigungen, Lokalmuseen und kommunalen Veranstaltern nur gelegentlich für Vorträge genutzt werden. Aber gerade hier findet man meist ein besonders dankbares Publikum, das die starke Beeinträchtigung der Projektionsbilder durch Fremdlicht nicht verdient hat. In Hörsälen von Instituten und Vortragsräumen großer Museen vergesse man nicht, das Leselicht am Pult noch vor dem ersten Zwischenruf auszuschalten - es ist eine Mißachtung des Auditoriums, und den Text sollte der Vortragende gefälligst im Kopf haben.

Schlimme Erfahrungen konnte man früher auch mit den Projektionsflächen machen. Unsaubere, nicht straff gespannte Leinewände oder die Zumutung, direkt auf eine beliebige helle Raumwand zu projizieren (*„Das Bild des großen Staatsmannes nehmen wir vorher ab und der kleine Nagel stört sicherlich nicht“*), habe ich nicht nur einmal erlebt. Wer das einmal durchlitten hat, ist zeitlebens geheilt und transportiert möglichst viele Teile der eigenen Vortragstechnik zum Gastgeber. Auch wenn dieser leicht beleidigt reagiert: Eine eigene Verlängerungsschnur für den Projektor hat meine Vorträge schon mehrfach gerettet. Auch eine Reservelampe für den Projektor im Gepäck des Vortragenden beruhigt diesen wenigstens innerlich (den Gedanken an einen öffentlich zu demonstrierenden, aber noch niemals geprobenen raschen Lampenwechsel bei heißem Gerät verdrängt er).

Ich muß jedoch auch zugeben, daß eigene Nachlässigkeit in technischen Dingen mich mehrfach in Verlegenheit brachten. Schlimme Folgen hatte ein zu langes Gespäch mit dem Veranstalter vor einem Vortrag in einem Gebirgsort. Draußen war bitterkaltes Winterwetter, und ich vergaß, den Projektor und die Dias rechtzeitig aus dem inzwischen eisigen Kofferraum zum Temperieren in den überheizten Vortragssaum zu holen. Die ständig erneut beschlagenden Gläser brachten mir eine halbe Stunde Verspätung ein!

Einmal ließ ich den Geräte-Stecker meines Projektors zu Hause liegen. Kaum vorstellbar, aber leider wahr! Die überraschten Gastgeber, in einem kleinen Ort damals ohne Chance, Ersatz herbeizuschaften, fuhren bis zur Kreisstadt, um mir aus meiner Verlegenheit zu helfen. Dies war mir sehr peinlich.

Peinlich für den Referenten wird es schon, wenn das Publikum merkt, daß dieser die gut funktionierende Projektionstechnik des Veranstalters vorher nicht erprobt hat und daher vor allem mit den Knöpfen der Fernbedienung auf Kriegsfuß steht. *„Ob der Herr Doktor in seinem Auto auch so lange braucht, um den Rückwärtsgang zu finden“*, ist da noch die respektvollste Frage.

Zwei furchtbare Pannen sind mir bisher nur in Alpträumen passiert: Mit den Bildern eines falschen Vortrages anzureisen und die Kassetten kurz vor dem Vortrag aus der Hand zu schmeißen. Auch die Frage, was dann noch zu tun ist, wenn ich die Dias angesichts des Publikums vom Boden auflesen und sortieren muß, habe ich bisher nur im Halbschlaf durchgespielt. Verfluche ich mich dann leise, soll ich aus der Kriechhaltung heraus etwas Bedeutendes extemporieren oder schweige ich lieber? So wie jetzt auch.

Der Auftritt des Redners

Niemand erwartet vom Vortragenden, daß dieser, mit weißem Smoking bekleidet, über eine Revue-Treppe auf das Zeichen der Abendregie mit großer Geste den Saal betritt. Aber das Publikum ist meist sehr verunsichert, wenn es kurz vor dem Vortrag erlebt, wie der Redner noch in Hosenträgern auf dem Boden umherkriechend eine funktionierende Steckdose sucht.

Mit anderen Worten: Die technischen und anderen Vorbereitungen und Proben müssen abgeschlossen sein, noch ehe Publikum im Saal ist, und der meist unvermeidliche Auftritt aus der ersten Stuhlreihe heraus sollte nicht zu früh, nicht zu lässig und auch nicht zu alltäglich bekleidet erfolgen.

Das nächste Dia bitte...

Hörer naturwissenschaftlicher Dia-Vorträge sind überwiegend geduldige und höfliche Menschen. Aber spätestens nach der vierunddreißigsten, stets gleichbleibenden Bitte um das nächste Dia beginnen die ersten, ihr Gesicht schmerhaft zu verzieren. Es könnte ihnen jedoch noch viel schlimmer gehen, denn es gibt Vortragende, die ihr Signal durch einen heftigen Stoß mit dem hölzernen Zeigestab auf das Podium absenden -- etwa so, wie Wagner-Wotan mit seinem Speer den Bühnenboden prüft. Die kultivierteste Form des körperlichen Signals ist ein dringlicher, auf den Helfer am Projektor fokussierter Blick, verstärkt durch ein leichtes Kopfnicken. Einen Dozenten habe ich neulich erlebt, der hob flehentlich den rechten Arm mit der Bitte nach dem nächsten Dia. Das erinnerte mich lebhaft an meine Schulzeit, wo man selten bemerkte, wenn man einmal etwas Kluges sagen wollte.

Man muß offenbar Verständnis haben: Auch der Mensch am Projektor kann einmal durch eine junge Person aus dem Auditorium abgelenkt werden, und meistens denkt er sowieso an etwas völlig Anderes als der Mensch auf dem Podium. Dessen Leiden kann er noch erheblich verschärfen, wenn er bei einem älteren Projektor ohne Autofocus die Scharfstellung jedesmal nur nach längerem Bitten oder nach mehreren Zurufen aus dem Saal bewerkstelligt.

Nun ist die Angelegenheit selbst leider nicht sehr lustig, denn ein guter Vortrag lebt von der Einheit von Wort und Bild. Schon eine ganz kurze Verzögerung in der Bildfolge kann eine Pointe völlig ins Leere laufen lassen und eine falsche Reihenfolge schmeißt, wie Bühnenkünstler sagen würden, die Szene.

Es gibt aber auch Helfer am Projektor, meist Freunde und einfühlende Kollegen, die freiwillig mitdenken, häufig zur Uhr blicken und so selbstständig die Dias wechseln, daß man sich wie von einer Souffleuse umsorgt fühlt. Manchmal geht allerdings deren Fürsorge so weit, daß man den Text fast ganz weglassen muß, um dem rasanten Bildwechsel zu folgen. Langsam! ruft man dann ungern, denn man weiß nicht immer, was den lieben Kollegen abends so zur Eile treibt.

Eigentlich sollte das ganze Problem längst der Vergangenheit angehören, denn die technischen Mittel für einen mit dem Wort synchronisierten, reibungslosen Bildwechsel sind heute so ausgereift, daß das Publikum überhaupt nichts mehr bemerken muß. In der Regel sollte der Redner die Bildfolge selbst fernsteuern. Bei langen Vorträgen mit Kassettenwechsel und in großen Sälen mit Projektionskabinen kann man dem Techniker Signale über Funk oder Kabel geben. Leider ist die Praxis oft ganz anders. Viele Museen und Institute arbeiten mit der Projektionstechnik von gestern und vorgestern - und dies nicht nur, weil sie sparen müssen. Doppelprojektion mit Überblendtechnik, für viele Amateure und die oben erwähnten professionellen Vortragenden ganz selbstverständlich, ist auf Museumsvorträgen und Fachtagungen noch immer die Ausnahme. Bei 5 Vorträgen, die ich im letzten Monat hörte, gab es fünfmal Probleme mit der Bildfolge: Einmal waren die Batterien der Funk-Fernbedienung erschöpft, einmal war der Saal angeblich zu groß für den Sender, einmal klemmten laufend ungeeignete Dias in der Kassette und einmal drückte der Vortragende falsch auf das Fern-Steuengerät. Einen Höhepunkt bot der letzte Vortrag: Der Redner stand auf dem Podium nur wenige Meter entfernt von einem Projektor mit genügend langem Fernbedienungskabel, hatte aber das Steuengerät nicht in seine eigene Hand genommen, sondern bat wie vor 50 Jahren einen Helfer am Gerät um das nächste Dia. Dieser Helfer, nicht recht bei der Sache, drückte spät oder falsch. Das Publikum stöhnte leise.

Wie ich Kollegen hörte und nicht hörte

Der beste Inhalt eines Vortrages und die schönsten Bilder werden abgewertet, wenn der Referent undeutlich oder zu leise spricht. Wie oft habe ich dies selbst bei Hochschullehren erlebt! Offenbar spielt bei der Berufung eines Naturwissenschaftlers an deutsche Universitäten die Fähigkeit, laut und deutlich zu sprechen, die geringste Rolle. Sollen doch die Studenten den großen Gelehrten gefälligst von den Lippen lesen! Aber selbst das ist oft unmöglich, weil man, nach dem Vorbild einiger moderner Mimen, offenbar deutsch sprechen kann, ohne die Lippen zu bewegen. Bei Konzerten von MAX RAABE („Kein Schwein ruft mich an ...“) und Rundfunk-Aufnahmen aus den 20er Jahren lächeln wir heute über die übertrieben artikulierte und forcierte Sprechweise und die ständig angehobenen Stimmen jener Zeit. Zugleich aber bewundern wir insgeheim deren hohe Text-Verständlichkeit.

Aber zurück zu unseren Vortragenden: Natürlich sind zunächst alle Redner einer gut gestützten Stimme im Vorteil, vor allem wenn sie gewohnt sind, den Ton im Kopf vorn zu bilden. Für mich sind meist auch Frauen- und helle Männerstimmen klarer zu verstehen als tiefen Stimmen. Ich empfinde dies so im Radio und bei den Verkehrsdurchsagen der Bahn. Tonmeister aber wissen es besser: Entscheidend für das Verstehen des gesprochenen Wortes ist nicht die Tonhöhe der Vokale sondern die richtige Artikulation der Konsonanten und eine disziplinierte, stets zum Publikum bzw. zum Mikrofon gerichtete Stellung des Sprechers (Hohe Tonfrequenzen werden nur geradlinig abgestrahlt). Daher wird es besonders kritisch, wenn eine lasche Sprechhaltung mit langem Hinwenden zur Bildwand verknüpft ist. Ich

kenne einen Kollegen, der dreht uns nicht nur lange den Rücken zu, sondern er ist, wenn er einmal zu uns direkt sprechen will, nur „en profil“ zu sehen. Er hat also zuwenig Blickkontakt zu seinen Hörern und ist schon deshalb schwer zu verstehen. Eine Gastrednerin, der man eigentlich gern zugehört und ins Gesicht gesehen hätte, verhinderte dies, indem sie sehr leise sprachend, angestrengt ihre Schuhspitzen beobachtete. Andererseits kenne ich eigentlich nur ganz wenige Wissenschaftler, deren ständig ungedämpfte Stentorstimmen bei Vorträgen in kleinen Räumen ziemlich anstrengend auf das Publikum einwirken.

Sehr belastend in Vorträgen können ständiges, unmotiviertes Räuspern und die gefürchteten Verlegenheitslauten äh - äh wirken. Belastend sind sie für das Auditorium, der Redner selbst merkt nichts davon. Ich kann nur empfehlen, gelegentlich das eigene Diktiergerät auf das Rednerpult zu legen.

Das Publikum beobachten

Wir haben eben gesehen, wie wichtig der Blickkontakt zum Publikum für die sprachliche Verständlichkeit des Redners ist. Aber es gibt dabei noch ein anders Ziel: Die Reaktion des Auditoriums zu erkennen oder wenigstens zu spüren. Diese Rückkopplung ist für viele Redner sehr wichtig, ermöglicht sie ihnen doch eine gewisse Korrektur im Tempo und der Lautstärke des Vortrages und im intellektuellen Niveau des Textes und damit auch in der Dosierung des Humors an diesem Abend.

Meist sucht man sich eine oder mehrere Bezugspersonen in den vorderen Reihen, deren Gesichter man im Widerschein der Bildwand sehen kann. Es ist dabei wie vor der Schulkasse: Es gibt tote Winkel und es gibt bevorzugte Sektoren. In vielen Fällen hat man Glück, und man wird durch das zustimmende Kopfnicken und freundliche Lächeln seines Mediums inspiriert oder durch skeptische Mielen gewarnt. Natürlich sitzen in den vorderen Reihen häufig ältere, hörschwache Gäste, die besonders leicht vom Vortragsschlaf übermannt werden. Das darf man nicht so tragisch nehmen. Wirklich schlimm ist es, wenn man jüngere Bezugspersonen mit besonders träge oder keinerlei Reaktion erwischt. Aber es gibt auch Vorträge, da reagiert der ganze Saal kaum. Die schönsten Pointen (oder das, was man selbst dafür hält) kommen nicht an. Das sind schlimme Minuten, die leicht zur eigenen Verunsicherung führen können. Wenn man aber sicher ist, nichts falsch gemacht zu haben, kann man im Interesse des Vortrages nur ungerührt weitersprechen. Es hat dann keinen Sinn, die Stimme zu forcieren und zusätzliche Geistesblitze abzusenden. Die träge Reaktion der Hörer kann ja auch von einer ungünstigen Tageszeit abhängen, oder es richten sich alle nach der Blowetter-Prognose. Übrigens kann man all diese Reaktionen nicht nur sehen, sondern auch hören. Bei Mikrophon-Benutzung ist man allerdings weitgehend „taub“, vor allem gegenüber der eigenen Stimme.

Am schönsten ist es, wenn ein ganzer Saal lebhaft reagiert und man darauf mit einigen Zwischenbemerkungen auch noch eingehen kann. Aber bitte ganz kurz!

Es gibt übrigens auch das genaue Gegenteil von diesem Beobachten und Reagieren: Obwohl der Saal deutlich spürbar seinen Unwillen kundtut, lässt sich der Redner in keiner Weise zum raschen Ende seines schon überlangen und langweiligen Vortrages bewegen; spricht er zu leise, können ihn selbst Zwischenrufe nicht zur Besserung bewegen. Dieses Phänomen beschäftigt mich seit langem. Ist es die weitverbreitete intellektuelle Eitelkeit und Unfähigkeit zur Selbstkritik, die ihnen diese Sturheit ermöglicht, oder sehen, hören oder spüren sie wirklich nicht, was ihre Mitmenschen über ihren peinlichen Auftritt denken?

Fasse Dich kurz und lasse die Bilder sprechen!

Fast jeder Vortragende hat das Problem, rechtzeitig zum Ende zu kommen. Auf Fachtagungen, wo jedem Redner meist nur 15 Minuten zugebilligt werden, ohnehin, aber auch im Museum, wenn man allein spricht. Das Höchstmaß an Dias ist umstritten, aber mehr als 120 sind meist sehr problematisch, und warum es nach einer Stunde allerhöchste Zeit für eine Pause oder den Schluss ist, könnte uns jeder Pädagoge sagen. Zu viele Dias zu zeigen bedeutet meistens eine zu lange Vortragszeit, häufig aber auch eine zu kurze Betrachtungszeit für die einzelnen Bilder. Es ist oft jammerschade, gute Bilder in weniger als 10 Sekunden sehen zu dürfen.

Ein früherer Kollege, der inhaltlich als Riff-Forscher Bedeutendes zu sagen hatte, dessen 6x6-Unterwasser-Aufnahmen überragend waren und dessen temperamentvolle Vortragsweise sein Publikum mitriß, hatte das Problem des Übermaßes. Am Ende eines vorzüglichen, aber schon überlangen Vortrages, sich im herzlichen Beifall badend, fragte er plötzlich sein Publikum, ob eine Zugabe genehm wäre. Natürlich wagte niemand, den Kopf zu schütteln. Also holte er tief Luft und ließ eine Ergänzung von 45 Minuten folgen. Wieder war alles vorzüglich und wieder gab es Beifall. Aber die Hörer verließen völlig eingeschüchtert und geistig überfüllt den Saal. Zuhause waren die Kartoffeln längst zerkocht. Denn es geschah im Museum an einem Sonntag Vormittag.

Was steht denn da geschrieben...?

Es ist eine große und sehr häufige Unart, dem Auditorium Dias mit Schrift anzubieten, die in der Projektion viel zu klein und deshalb nicht zu erkennen ist. Dies erlebt man besonders oft auf Fachtagungen (HOPFE 1972). Aber auch Mützen, wo man bekanntlich etwas von Schriftarten und -Größen versteht, bleiben davon nicht verschont. Die Referenten, natürlich wieder einmal mit dem Rücken zum Publikum, beginnen dann mühsam und zeitraubend ihre Tabellen und Profil-Texte vorzulesen. Besonders schlimm sind riesige Schwarz-Weiß-Tabellen, die noch auf einer Schreibmaschine getippt wurden. Angesichts der heutigen Möglichkeiten , Schriftgröße und farbige Gestaltung auf jedem PC und fast jedem Drucker selbst zu bestimmen, wirkt dies höchst anachronistisch. Vor allem wenn man bedenkt, daß die DIN 108 , welche die „*Zeichnungen für Glasbilder und Bildbänder*“ und damit auch die Schriftgröße regelt, in der ersten Fassung schon viele Jahrzehnte alt ist. Wie man die notwendige Schriftgröße auf dem Dia in Abhängigkeit von der Größe des Projektionsbildes praktisch ermittelt, hat FLEISCHER (1986) mitgeteilt: „*Kein Buchstabe kleiner als 1 Hundertstel der Bildgröße; kein Strich dünner als 1 Tausendstel der Bildgröße*“.

Etwas zeigen

Oft muß man etwas im Bild hervorheben. Im kleinen Kreis könnte man noch heute den pädagogisch-klassischen Zeigestock aus Holz oder ein metallnes Teleskop-Stöckchen nehmen. Aber schon hier mißfällt meist das laute Kratzen auf der Wand oder ein gefühlloses Traktieren der Projektionsfolie. Vor großen Projektionsflächen hüpfst man meist vergeblich in die Höhe, um den oberen Bildteil zu erreichen. Also nehme man einen Lichtzeiger. Die modernen Laser-Pointer sind zwar teuer, aber ihr purpurner Strahl ist in jedem Fall den gelblich-weißen Lichtstrahlen einer Glühlampe in einem billigen Pointer überlegen. Daß man einen Laserstrahl nicht auf Publikums-Augen richten soll, steht in der Gebrauchsanleitung. Eine Unart ist es, wenn der Vortragende nichts mehr zeigen will, aber unbewußt den Lichtstrahl ziellos über die Projektionsfläche geistern läßt (und dabei dem Publikum wieder einmal den Rücken zukehrt). Und natürlich erkennt das Auditorium am zitternden Lichtfleck immer, daß der Redner eine unruhige Hand hat (aus welchen Gründen auch immer).

Overhead- oder Dia-Projektion?

Overhead-Folien sind natürlich auch Lichtbilder. Sie dominieren im akademischen Unterricht, und sie waren, als sie die aufwendigen Repro-SW-Dias ablösten, ein großer Fortschritt. Ich erinnere mich noch gut an Institutedirektoren, die für ihre Vorlesung monatelang hemmungslos den Fotografen und das einzige Fotolabor mit ihren Aufträgen blockierten. Sie verlangten, Vorlagen aus der wissenschaftlichen Literatur traditionell über ein Zwischen-Negativ (höchst umständlich !) auf Kleinbild-Dias zu kopieren. Dabei konnte man schon damals mit geringem Aufwand durch indirektes Blitzen unter dem Stativ mit Tageslicht-Dia-Film zum gleichen Ziel gelangen (BARTHEL 1996). Aber es war ja damals für einige Gelehrte auch nicht unehrenhaft, keine Schreibmaschine , keine Kamera im Nah- und Lupenbereich und kein Exkursionsauto selbst bedienen zu können. Man ließ sich bedienen. (Ich kann es kaum glauben, was mir Freunde versicherten: Auch heute soll es noch Wissenschaftler geben, für die Computer, Fax-Geräte und Kopierer Teufelswerke sind.)

Die Folie bietet viele Vorteile:Unbegrenzte Kombination von Teilbildern, Colorieren, schnelle und unkomplizierte Herstellung in Selbstbedienung aus dem PC oder über den Kopierer, noch 10 Minuten vor der Vorlesung, wenn es sein muß. Und natürlich auch die Möglichkeit, während der Projektion zu zeichnen und zu schreiben. Aber letzteres ersetzt nicht das Repro-Dia, sondern die Wandtafel und ist Gegenstand der Hochschulpädagogik und soll hier nicht weiter erörtert werden.

Bei allen Vorteilen der Projektions-Folie - ich empfinde Vorlesungen und Vorträge, die sich ausschließlich auf diese Form des Lichtbildes stützen, als traurig, weil sie überwiegend aus der Literatur reproduziert und nicht selbst , d.h. original produziert sind . Schon Alexander von Humboldt wußte, daß die naturhistorischen Fächer auf der unmittelbaren Anschauung der Original-Objekte und deren direkte Vergleiche beruhen. Schon deshalb sollten wir auch heute nicht auf das Dia von Original-Objekten verzichten.

Umgekehrt ist die ausschließliche Verwendung von Kleinbild-Dias, auch bei Tabellen und Profilen, möglichst selbst ferngesteuert, ein großer Vorteil für Vorträge auf Fachtagungen. Dort herrscht ja fast stets Zeitnot. Wenn der Vortragende dann noch kostbare Minuten mit dem Wechsel der Projektionsarten (bei mir zwischen Kleinbild und 6x6-Format) verliert, ist das frühe Ende des Beitrages durch den unbarmherzigen Moderator nahe. Im Vorlesungsbetrieb der Universitäten sind Mischformen der Lichtbilder-Projektion kaum zu vermeiden und in den meisten Fällen auch nicht störend -

- eine simultane Projektion durch 2 Geräte kann sehr instruktiv sein, vor allem, wenn man Karten und Profile zur besseren räumlichen und zeitlichen Orientierung auf der einen Projektionsfläche längere Zeit stehen lassen kann. Man vermeide nur, Kleinbild- und Overhead-Projektor zugleich nebeneinander einzusetzen. Die Bildhelligkeiten sind noch zu ungleich. In Zukunft wird man aber sicherlich Geräte einsetzen, die die verschiedensten Arten von Lichtbildern und anderen Vorlagen über elektronisches Kopieren und Bearbeiten optisch abgestimmt wiedergeben kann.

Kein Bild zur Aussage ?

Bei reinen Lichtbildervorträgen gibt es fast stets ein Problem, das nicht einfach zu lösen ist: Man muß inmitten einer Bildfolge etwas erläutern, meist einen theoretischen Aspekt, zu dem es kein passendes Dia gibt. Was tun? Viele Referenten lassen einfach das letzte Dia stehen, ungerührt ob der nun geteilten Aufmerksamkeit des Publikums und der ständigen Defokussierung von glaslos gerahmten Dias in der Hitze des Lichtschachtes. Das ist sehr schlecht! Soll man etwa für eine kurze Unterbrechung das Saallicht aus- und wieder einschalten oder einfach einen leeren Diarahmen projizieren? Das ist auch nicht gut, weil optisch sehr schreckhaft für das Auditorium. Eine Lücke im Magazin zu lassen und einfach im Halbdunkel des Pultlichtes weiterzusprechen, halte ich auch für problematisch. Besser war da schon die Idee eines Stralsunder Kollegen, gerahmte Farbfolien zwischenzuschalten. Gesehen habe ich dies noch nicht, und ich weiß daher auch nicht, wie die im Widerschein der Bildwand grünen oder pinkfarbenen Gesichter der Hörer auf die allgemeine Stimmung im Saal wirken. Ich weiß aber, daß moderne Autofocus-Projektoren bei solchen leeren Bildflächen „*verrückt spielen*“ würden. Eine interessante Lösung, die allerdings auch mißverstanden werden kann, praktiziert mein Kollege Hans Kerp aus Münster. Er überbrückt die Bildfolgen mit einem Dia einer neutralen, nicht zum Thema gehörenden, aber ästhetisch ansprechenden Naturscheineinung. Es muß ja nicht unbedingt ein Sonnenuntergang sein!

Ich bin nämlich auch aus Dresden...

Einen großen Lichtbildervortrag zu erarbeiten ist eine wissenschaftlich, fotografisch und textlich sehr aufwendige Sache. Ich wage es hier nicht zu sagen, wieviel Zeit darin steckt. Es ist daher ganz natürlich, daß man ihn mehrfach, an verschiedenen Orten wiederholt. Dabei passen fast alle Autoren ihren Vortrag an regionale und lokale Gegebenheiten an. Dies ist gut, wenn es sich dabei um Vergleiche oder Beispiele aus der heimischen Flora und Fauna, der regionalen Geologie, den Ausstellungen der örtlichen Museen sowie dem Wirken von Forschern und Sammlern aus dem Gebiet handelt.

Groß ist die Versuchung des Redners, auch auf andere örtliche Besonderheiten anzuspielen. Dabei hat man zwar rasch die Lacher auf seinen Seite, aber die Gefahr ist groß, ins Populistische abzugleiten. Peinlich-anhiedernd wirken fast stets regionale Dialekt-Einschaltungen, in unserem Beispiel aus der ostmeißnischen Mundart-Landschaft. Daher unterlasse man es lieber, seinem Affen Zucker zu geben.

URANIA - gastronomisch gewürzt

Als es noch in der DDR landesweit in den Bezirken URANIA-Vortragszentren gab, kam irgendwo ein Mensch auf die Idee, naturwissenschaftliche und andere Vorträge mit gehobener Gastronomie zu „würzen“. Dies war finanziell schlau, weil die teilnehmenden „Brigaden“ die gesamte Rechnung aus dem „Kulturfond“ der Betriebe bezahlen konnten. Ich war zunächst sehr mißtrauisch, weil ich an die Praxis des 18. Jahrhunderts denken mußte, Opern- und Theateraufführungen aus dem Parkett parlierend nur randlich zu verfolgen, ganz zu schweigen von den vielfältigen Möglichkeiten des Lebensgenusses, den die Logen boten. Ich wurde darin noch durch schlimme Erfahrungen eines sehr sensiblen Kollegen bestärkt, bei dessen Vortrag über ein evolutionstheoretisches Problem ungeniert gespeist und getrunken wurde. Während sich der Arme mühte, die Prinzipien der Radiation im Tierreich zu erläutern, klappten Messer und Gabeln und ein würziger Duft gegrillter Hähnchen (die damals Broiler hießen), stieg zur Saal-Decke. Auch ein deutliches Gläserklirren war zu vernehmen. Der Abend endete für den Kollegen mit einem Schwur.

Mir hat ein gütiges Schicksal solche Erlebnisse erspart. Im Gegenteil: Ich habe Vortragsabende in guter Erinnerung, wo festlich gekleidete Gäste in angenehmen Restaurationsräumen zunächst kultiviert speisten und nach einem technischen Umbau sehr aufmerksam den Vortrag erlebten. Einmal stand sogar der benachbarte Plenarsaal eines Bezirksparlamentes mit einer riesigen Projektionsfläche dafür zur Verfügung. Man mag heute die Nase über diese seltsame Mischform einer Kulturveranstaltung rümpfen - damals, als fast alle Leute noch Arbeit hatten und abends abgespannt und hungrig nach Hause kamen und Plätze in gepflegten Restaurants sehr schwer zu erhalten waren -- da war das eine gute Sache.

Auch der Referent war nach einem Arbeitstag oder einer längeren Fahrt nicht böse über eine körperliche Stärkung vor dem Vortrag. Und wie harmlos und bescheiden waren solche Veranstaltungen im Vergleich zu heutigen Banketten zu Füßen eines Riesensauriers ?

Auch ohne die Erlebnisse bei der alten URANIA weiß ich heute, daß der Erfolg eines naturwissenschaftlichen Vortrages neben der Tagesform des Referenten auch sehr von der Beschaffenheit des Raumes und der körperlichen Verfassung des Publikums abhängt. Extreme aller Art wirken sich ungünstig aus. Hungrig und fröstelnd abends nach der Arbeit in einem unbequemen Hörsaal-Gestühl eingeklemmt einen überlangen Vortrag zu hören, mag altpreußischer Tugend entsprechen; Methode eines Museums in Konkurrenz mit anderen Kulturstätten kann das heute nicht mehr sein. Ob es uns gefällt oder nicht: Die Keks- und Kaffee-Kultur in den Beratungszimmern moderner Unternehmen bringt auch uns in weiteren Zugzwang. Schon längst haben die Museen in aller Welt erkannt, daß Ausstellungsroundgänge und große Vorträge die Möglichkeiten körperlicher Erfrischung dringend erfordern. Wer dennoch an der museumsgefährdenden Fehleinschätzung festhält, das Publikum solle sich gefälligst, der geweihten Stätte bewußt, irdischem Verlangen entsagen, der denkt noch so wie im vorigen Jahrhundert. Im Frühling 1890 öffnete der Neubau des Museums für Naturkunde in Berlin seine Pforten dem Publikum. Toiletten für dieses waren nicht vorgesehen. Es gehörte sich nicht.

Verzeihung!

Etwas hätte ich beinahe noch vergessen: Ein naturwissenschaftlicher Lichtbildervortrag muß auch dem Redner selbst Freude machen, und das Publikum sollte dies spüren -- auch wenn einmal nur 3 Hörer im Saal sind. Wer nur dienstlich oder vertraglich gezwungen, mürrisch und mit viel Vorbehalten das Rednerpult eines Museums betritt, ist wenigstens dort fehl am Platz. Museen leben vom Enthusiasmus ihrer Mitarbeiter und Gastreferenten.

Danksagung

Einige Freunde und Kollegen haben das Manuskript gelesen, meine „Erlebnisse“ sachlich bereichert und mich vor Übertreibungen gewarnt. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Literatur

- BARTHEL, M. (1992): HANS WEBER und die Methodik geologischer Exkursionen. - Geol. Bl. NO-Bayern, **42**: 39-44; Erlangen
BARTHEL, M. (1996): Pflanzenfossilien im rechten Licht. - Veröff. Museum für Naturkunde Chemnitz, **19**: 49-62; Chemnitz
CARP, H. (1952): Hinweise für die Gestaltung technischer Lichtbildervorträge. - Technische Mitteilungen, **45**, 12; Berlin
FISCHER, K. (1901): Hegels Leben, Werke und Lehre. - In: FISCHER, K. : Geschichte der neuern Philosophie, **8**, 1. Teil; Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg
FLEISCHER, G. (1986): Dia-Vorträge. Planung, Gestaltung, Durchführung. Stuttgart und New York (Georg Thieme Verlag).
HOPPE, B. (1972): Lichtbilder auf Fachtagungen - oft eine Zumutung. - Technische Gemeinschaft, **20**: 26-27; Berlin
SCHNEIDER, W. (1994): Deutsch fürs Leben. Was die Schule zu lehren vergaß. Reinbeck bei Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH).